

Neue Zürcher Zeitung

KOMMENTAR

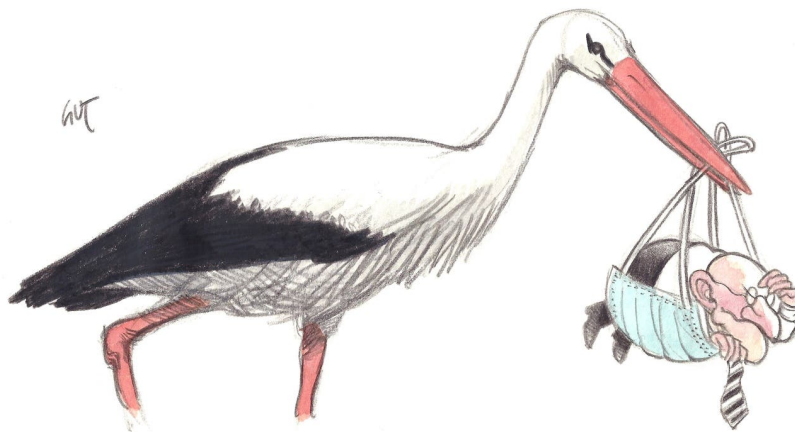
Nur ja nicht ins Altersheim – aber wer springt in die Bresche?

Covid-19 bringt die Altersheime in Misskredit. Zu Unrecht. Sie leisten das, was die Gesellschaft bis jetzt nicht schafft.

Dorothee Vögeli

11 Kommentare →

04.11.2020, 05.30 Uhr



Endstation Altersheim. Wer hier einzieht, muss alles abgeben: Besitz und Vermögen, Einzigartigkeit und persönliches Erinnern – dieses Schreckensszenario malte einst die legendäre Theatergruppe Karl's kühne Gassenschau in ihrem Freiluftspektakel «Silo 8». In flatternden Nachthemden schwebten die Bewohner des Altersheims der Zukunft wie Puppen durch die Luft, gerieten zwischen die riesigen Bürsten einer Waschanlage, um sodann maschinell gefüttert zu werden – ist die Bevölkerung hoffnungslos überaltert und hat das Rentensystem ausgedient, sind eben effiziente Versorgungslösungen gefragt.

Das Publikum kam in Scharen, es lachte Tränen. Und freute sich, dass am Schluss die Pensionärinnen ihre Autonomie zurückeroberten und die Liebe obsiegte. So befreiend das Happy End war, zurück blieb ein Unbehagen. Fördert «Silo 8» nicht doch einen wahren Kern zutage? Verzichteten die Heimbewohner, ob arm oder reich, ob bettlägerig oder am Rollator noch in den Gängen unterwegs, nicht schon heute auf sehr viel Selbstbestimmung? Nur ja nicht ins Heim, dort wird man entmündigt, sagten sich auf alle Fälle die zahlreichen Babyboomer auf der Zuschauertribüne.

Imageschaden ist bitter für das Pflegepersonal

Zehn Jahre später scheint die Corona-Pandemie der Generation der geburtenstarken Jahrgänge zwischen 1946 und 1964 recht zu geben. Altersheime werden mit Gefängnissen gleichgesetzt, weil sie wegen flächendeckender Besuchsverbote wochenlang von der Aussenwelt abgeschnitten waren. Angehörige pochten lautstark auf Selbstverantwortung. Hätte Covid-19 ihre Väter und Mütter dahingerafft, hätte sich die Nachkriegsgeneration allerdings genauso empört. Im Fall von Covid-19 sind absoluter Gesundheitsschutz und grösstmögliche Freiheit im Heim aber leider nicht gleichzeitig zu haben.

Die Balance zwischen den beiden Maximalforderungen bleibt ein Dauerthema. Inzwischen rollt die zweite Corona-Welle über die Schweiz, es drohen erneut Ausgeh- und Besuchsverbote. Zwar sollen sie nicht mehr flächendeckend sein, sagen die Behörden. Schritt um Schritt fahren diese aber die individuellen Kontaktmöglichkeiten herunter. Nicht nur Bewohner und Angehörige leiden unter den Einschränkungen. Auch die wegen Personalengpässen ohnehin stark geforderten Pflegerinnen und Pfleger belasten die Restriktionen. Was für sie besonders bitter ist: Die Pandemie hat den Heimen einen enormen Imageschaden beschert.

Das zeigt sich ganz konkret. Wer nicht zwingend auf einen Heimplatz angewiesen ist, verzichtet momentan lieber darauf. Wie diverse Heimleiter bestätigen, sind nach den im Frühling verhängten

Besuchsverboten Anmeldungen zurückgezogen worden. Wie die Betroffenen den Unterstützungsbedarf abdecken, ist unbekannt. Vermutlich werden sie versuchen, weiterhin zu Hause über die Runden zu kommen. Vermutlich mehr schlecht als recht. Das ist fatal.

Wer heute trotz Pandemie einen Heimplatz ins Auge fasst, hat handfeste Gründe. Sie akzentuieren sich schleichend. Zunächst ist der Weg zum Laden trotz Gehbehinderung noch zu bewältigen, je nachdem mit dem Auto. Ist der Fahrausweis abgegeben, füllen allenfalls Nachbarinnen oder der Sohn ab und zu den Kühlschrank. Lässt sich dann mit den arthritischen Fingern weder die Milchpackung noch die Raviolibüchse öffnen, wird es dramatisch. Die Mangelernährung beschleunigt den körperlichen und geistigen Abbau.

Was am meisten zehrt, ist das Gefühl der zunehmenden Verlorenheit und Isolation. Laut einer Studie im Auftrag von Pro Senectute ist denn auch tatsächlich die fehlende soziale Einbettung ausschlaggebend für Betagte, ins Heim einzutreten. Das Resultat untermauert die sattsam bekannte gesellschaftliche Tatsache: Das Familiengefüge ist aus den Fugen geraten. Zwar übernehmen Angehörige immer noch einen grossen Teil der Betreuungsaufgaben. Wegen der demografischen Entwicklung wird sich die Zahl der Hochbetagten aber markant erhöhen. Statt also die Heime schlechzumachen, müssen sich nun alle fragen: Wer springt in die Bresche, wenn die klassischen Alterseinrichtungen nicht mehr gefragt sind?

Von den Heimen lernen

Ob die Digital Natives die wegbrechenden familiären Beziehungen mit Robotern ersetzen werden, weiss niemand. Trotz enormen Fortschritten in der altersgerechten Technologie tun sich heutige Betagte auf alle Fälle schwer mit Smart-Home-Lösungen. Von Menschen aus Fleisch und Blut umgeben zu sein, das ist ihr grösster Wunsch. Manche Babyboomer treffen schon früh Vorkehrungen. Sie ziehen von der Peripherie in eine zentral gelegene Alterswohnung oder gründen Alterswohngemeinschaften. Für die Hochbetagten von heute ist es für solche Veränderungen oft zu spät.

Mangels Alternativen ziehen sie ins Heim – und finden das, was ihnen in der angestammten Umgebung fehlte: Geborgenheit. Plötzlich sind Leute da, die Anteil nehmen und auch nachts zu Hilfe eilen. Es gibt Pools von Freiwilligen, meistens ebenfalls schon im Pensionsalter, die für Zerstreuung sorgen. Vermehrt kommen auch Jüngere zu Besuch, um

technikaffine Pensionäre in die Geheimnisse des Tablets einzuführen. Wer noch in der Lage ist, kann Gemüse rüsten, singen und turnen. Es gibt aber auch viele Demenzkranke, die nicht wissen, wo sie sind. Auch sie gehören dazu.

Das Heim zu verteufeln, ist falsch. Denn es führt in exemplarischer Weise vor Augen, wie sich das Bedürfnis nach Sicherheit und Geselligkeit im hohen Alter erfüllen lässt. Statt das Heim zu verunglimpfen, sollte es darum gehen, dessen vorbildliche Strukturen in die Dörfer und Städte hinauszutragen. Die Dezentralisierung der Heimstrukturen ist eine Herkulesaufgabe. Aber sie ist das Gebot der Stunde. Dieses zweifellos hohe Ziel lässt sich nur mit vereinten Kräften erreichen.

Das zeigt gerade auch die Corona-Pandemie. Wegen der rasant steigenden Zahl positiver Tests stehen Entlastungsdiensten, gemeinnützigen Organisationen und Nachbarschaftshilfen weniger Leute zur Verfügung. Hochbetagten ohne familiäre Unterstützung, die nicht mehr aus dem Haus gehen können, droht deshalb der Verlust ihrer wenigen, aber existenziellen Kontaktmöglichkeiten. Die Folgen sind wissenschaftlich belegt: Menschliche Kontakte beeinflussen das Wohlbefinden stärker als Krankheitssymptome, das Gefühl von Einsamkeit schadet der körperlichen und seelischen Gesundheit.

Die für die Alterseinrichtungen zuständigen Kantone und Gemeinden haben die Zeichen der Zeit erkannt. Treibende Kraft sind finanzielle Überlegungen. In den Schweizer Alters- und Pflegeheimen leben sehr viele Menschen ohne oder mit geringem Pflegebedarf. Können nicht pflegebedürftige Bewohner ihre Heimtaxen nicht selber finanzieren, erhalten sie Ergänzungsleistungen. Wer jedoch Hilfestellungen im Privathaushalt braucht, den unterstützt die öffentliche Hand nur, wenn er eine gewisse Pflegebedürftigkeit nachweisen kann. Mit dem Abbau von Pflegebetten lassen sich also Kosten sparen.

Horgen geht voran

Viele Gemeinden nutzen deshalb die anstehende Erneuerung ihrer in die Jahre gekommenen Heime, um darin auch kleine Wohneinheiten mit individuell abgestimmten Serviceleistungen zu schaffen. Manche fördern den Bau von altersgerechten Mietwohnungen für den Mittelstand. Inzwischen zeugen viele gute Beispiele davon, was altersgerechtes Wohnen alles umfasst: nicht nur Barrierefreiheit, sondern gemeinschaftliche Balkone auf der Sonnenseite, eine öffentliche Cafeteria, eine Bibliothek oder einen Coiffeur im

Erdgeschoss.

Was jedoch fast überall fehlt, sind schlagkräftige Konzepte, um jene Betagten zu erreichen, die in ihrer angestammten Wohnung sozial zu verwaarloosen drohen. Die Gemeinde Horgen am linken Zürichseeufer leistet diesbezüglich Pionierarbeit: Ihre zentral gelegene Anlaufstelle für alte Menschen beschäftigt sogenannte Siedlungs- und Wohnassistenten. Diese sind nicht nur in den Alterssiedlungen, sondern in allen Quartieren unterwegs. Sie stellen Kontakte zu Nachbarn her, die Botengänge übernehmen, oder sie leisten selber individuelle Hilfe, auch beim Übertritt ins Heim.

Die Anlaufstelle unterstützt ältere Einwohner bei der Wohnungssuche, sie organisiert Spitex-Pflegende, Mahlzeitendienste, Haushalthilfen oder administrative Unterstützung. Dabei kann sie auf Hunderte von Freiwilligen zurückgreifen, die sich in der Nachbarschaftshilfe, in den kirchlichen Sozialdiensten oder bei Pro Senectute engagieren. Auch andere Gemeinden haben das riesige Potenzial der Freiwilligenarbeit gerade bei den heute noch meist rüstigen 65- bis 80-Jährigen erkannt. Wie sich diese stärker in die Altersarbeit einbinden lassen, muss dringend geklärt werden.

Im Dunkeln ist der volkswirtschaftliche Nutzen von finanziellen Investitionen in die ambulante Altersbetreuung. Um Anhaltspunkte zu erhalten, müsste zuerst erfasst werden, was im weiten Feld der Betreuung alles anfällt. Spaziergänge gehören dazu, sich zusammen an einen Esstisch zu setzen – also auch sogenannte weiche Faktoren. Messbar ist das nicht. Deshalb ist entschieden davor zu warnen, Betreuungsleistungen pauschal vergüten zu wollen. Sie aber einmal aufzulisten, wäre ein wichtiger Anfang. Denn die Altersbetreuung ist eine öffentliche Aufgabe. Ein funktionierendes Beziehungsnetz ist die beste Medizin.

11 Kommentare

A. R. vor 8 Tagen

13 Empfehlungen

Danke für diesen Artikel. Es ist von grosser Wichtigkeit für alle, dass die Heime angemessen dargestellt werden. Ich weiss es aus meiner eigenen Familie. Meine Grossmutter hatte riesige Angst davor. Deshalb hat meine Tante sie über Jahre hinweg neben ihrer Berufstätigkeit aus der Ferne versorgt. Für sie war es ein gigantischer Kraftakt. Meine Grossmutter ist trotzdem vereinsamt. Nicht nur wegen zunehmender Immobilität, sondern auch weil die eigenen Freunde weggestorben sind. Für neue Kontakte gab es keine Gelegenheit. Als dann schliesslich kein Weg mehr an einem Umzug vorbeiführte, hat sich ihr Leben (und das Leben meiner Tante) sehr verbessert. Viel mehr Komfort, Fürsorge, Gesellschaft, Unterhaltung. Sogar eine neue Freundin hatte sie gefunden. Die unverzerrte Darstellung des Heimlebens ist ein Job für verantwortungsvollen Journalismus. Weitere Angebote können daneben gern gemacht werden, diese sind jedoch in jeder Hinsicht und für alle aufwendiger